

Nr. 92. Bromberg, den 20. April 1930.

Ostern der Auferstehung

Am Ostermorgen wachte ich früh auf. Was war's, das mich geweckt hatte? Nicht die Morgenröte, die das Fenster rosig anhauchte, nicht der Frühlingsstrauch, dessen Knospen über Nacht gesprungen waren und gelb ins Fenster schauten, nicht das Zwitschern der erwachten Vögel, sondern ein Ostersang, der vom blühenden Strauch her im Morgenrot erklang: „Seele, dein Heiland ist frei von den Banden, glorreich und herrlich vom Tode erstanden."

Das ist das rechte Osterbild. Es muß nicht nur heißen: „Ostern, Ostern, Frühlingswehen", sondern muß ohne Absatz weitergehen:

„Ostern, Ostern Auferstehen
aus der tiefen Grabesnacht."

Das Ostern vieler bleibt im bloßen Naturleben und in der Frühlingsstimmung stecken. Da fehlt das Beste, die Kraft. Stimmung ist noch lange nicht ein Ton. Es ist nur die Vorbereitung dazu, wie man die Geige vor dem Spiele stimmt. So ist auch die Frühlingsstimmung zu Ostern nur ein Anfang, auf den erst die Hauptsache, der Osterglaube der Auferstehung, folgen muß. Bloße Naturstimmung ist auch zu wetterwendisch und wechselnd. Wenn nun nicht die Sonne scheint und die Vögel singen, dann ist für viele das Ostern verdorben. Aus der Natur wird nicht der Geist entzündet, man legt nur hinein, was man in seinem Innern empfindet, Geist lebt nur an Geist auf.

Darum tut's not, daß in das Ostern der Naturstimmung der helle Ton der Auferstehung Christi fällt. Ohne den bleibt Ostern ein harmloses Natur-, Kleinstadt- oder Dorfidyll mit Ostereiern, Osterwasserholen, Stiepen und Frühlingsspaziergang. Durch die Auferstehung Christi aber wird es ein gewaltiges erd- und lebenerschütterndes Menschen- und Weltendrama. Der Karfreitag mit seiner Finsternis, dem Heldenringen und -sterben am Kreuze und dem Erdbeben ist wie ein starkes Gewitter vorbeigebraust. Der Kampf zwischen Leben und Tod scheint zu Gunsten des Todes entschieden zu sein. Christus, der Lebensfürst, wird ins Grab gesenkt. Aber der Kampf ist weitergegangen. Das Leben kann man wohl kreuzigen und begraben, aber vernichten kann man's nicht, es wird auferstehen.

Die Auferstehung Christi hat die vorher so unbeständigen, wetterwendischen und furchtsamen Jünger vollständig umgewandelt. Vorher flohen sie und verleugneten, nachher scheuen sie weder Drohung noch Verfolgung, weder Opfer noch Tod. Sie haben das wahre Leben gefunden, den Osterglauben an den Lebensfürsten, der bei ihnen ist alle Tage bis an der Welt Ende, die Ostergewißheit, daß die Wahrheit wohl gekreuzigt und begraben werden kann, aber nach dreien Tagen wieder aufersteht, die Osterhoffnung, daß das Karfreitagsopfer in der Ostermorgensonne glühen wird. Ohne Karfreitag kein Ostern, aber Karfreitag bleibt nicht ohne Ostern.

In einer Zeit, da man einerseits unter Leben nur Mammonsdienst und Genuß, nur die Auswirkung tierischer Triebe sieht und in Sinnenfron tollt, andererseits mürbe, müde, verzagt, tatenlos und hoffnungslos geworden ist und sich stumpfem Dahinleben ergibt, tut uns das Ostern der Auferstehung not. Nur der Christus, der am Kreuz sein Blut geopfert hat, ist auferstanden. Das ist die Vorbedingung zu Ostern, das Opfer. Es wird nichts auferstehen und zur Auferstehung gebracht werden, für das nicht das Herzblut geopfert ist. Und niemand darf die Auferstehung in den Mund nehmen, der nicht zum Opfer bereit ist. Das Opfer erst führt zum Leben.

Aber andererseits bleibt kein Karfreitagsopfer umsonst. Der Tod hat nicht das letzte Wort, sondern das Leben. Mag's auch anders scheinen, mag's auch ins Grab gehen! Dieser Oster- und Lebensglaube gibt die stärkste Lebenskraft und Lebensfreude. Mißerfolge auf dem Wege des Opfers drücken nicht mehr nieder; die Furcht ist verschwunden, vor allem die Todesfurcht, die die meisten Taten lähmt und die Lebensfreude vergällt. Jesus lebt, mit ihm auch ich. Nur, wer sich durch den Tod nicht schrecken läßt, ist zu großen Taten geschickt. Nur, wer durch die Hoffnungslosigkeit des Todes die Hoffnung des Lebens trägt, hat die Zukunft. Solcher Männer und Frauen mit dem Osterglauben im Herzen, der Osterhoffnung im Glanz der Augen und der Osterkraft in den Händen brauchen wir viele.

Darum sollen über die Frühlingsflur mit Knospenspringen und Vögelzwitschern die Osterglocken klingen:

Christ ist erstanden
von der Marter alle!
Des soll'n wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein,
Kyrieleis.

Friedrich Just.

Der Sonnenstrahl.

Eine Ostererzählung von **Georg Wagener.**

Eine Hütte liegt unten im Tal. Dort, wo der Wildbach seinen Weg durch die Falleinwände reißt, wo die Hänge des Hochrissers fast senkrecht abstürzen und wo die letzten düsteren Tannen ragen.

Daneben steht die Kapelle. Sie ist so klein, daß nur vier oder fünf Holzfäller knien können, wenn sie an freien Sonntagen hier zur Muttergottes beten, weil der Weg nach ihrem Dorf tief unten im breiten Wiesental zu weit ist.

St. Maria im Schatten nennen sie die Kapelle, und der Name ist auch auf die Hütte dort oben übergegangen. St.

Maria im Schatten. Denn sieben Wintermonate lang grüßt kein warmer Sonnenstrahl auf Kapelle und Hütte hinunter. Die Berge, die den Menschen drunten im flachen Land als das Herrlichste erscheinen, was die Natur ihnen schenkte, die Berge, die weit hinüber winken in die Ebene, sie verschlingen die Sonnenstrahlen. Sieben Monate lang liegt die Wintersnacht über St. Maria im Schatten.

Und doch wohnen Menschen dort oben. Jahraus, jahrein. Der Jagdhüter, sein Weib und ein Mädchen. Sie hassen die Berge, die ihnen die Sonne stehlen, und sie lieben den Erdfleck, der sie geboren hat. Kaum zweihundert Meter höher, dort am Hang, wo nur noch die Latschen wachsen, scheint die Sonne so warm, schmilzt sie schon den Schnee, wenn über St. Maria im Schatten noch der Winter lastet. Doch für eine Hütte ist dort oben kein Raum, denn der Hang fällt steil zu Tal, und die Lawinen poltern im Frühjahr. Und die Menschen wohnen weiter im Schatten.

Ende März, wenn unten im breiten Wiesental die Schneeglöckchen im Föhnwind schwingen, wenn oben an den warmen Hängen die blauen Krokusblüten auf dem Schnee schwimmen, wenn der Wildbach zu neuem, brausenden Leben erwacht, dann lugt ein Sonnenstrahl durch die enge Scharte am Hochrisser in die Nacht hinein. Und die Menschen stehen vor ihrer Hütte. Sie warten auf den Künder des Frühlings, auf die Fackel, die ihre Winternacht verjagen soll, und sie wollen den Strahl in ihre Herzen fangen. Sie haben wochenlang vorher von ihm gesprochen, und nun grüßen sie ihn mit stillem, dankbarem Jubel. Der Strahl schießt von der Scharte herunter und zittert minutenlang über dem Schnee. Dann schreckt er ängstlich wieder zurück und verbirgt sich von neuem hinter den Bergen. Doch für die Menschen war sein Kommen ein Fest: „Der Frühling ist da!“ Und das Glöcklein der Kapelle jubelt durch das enge Tal: „Der Frühling, der Frühling!“

In diesem Jahre liegt das Schneekleid dichter denn je über der Erde. Der Förster im Dorf hat an seinen Herrn, den Fabrikanten unten in der Großstadt, geschrieben: „Kommen Sie doch jetzt in Ihr Revier. Die Kälte treibt das Wild ohne Ausnahme an die Futterplätze und Ihnen bietet sich die beste Gelegenheit, ein paar starke Hirsche für den nächsten Abschuß zu bestimmen.“

So zieht eines Tages im Februar der Jagdherr mit seinem Förster und einem Gehilfen hinauf zu den Futterplätzen, die der Jagdhüter von St. Maria im Schatten betreut. Er kennt sein Revier, das er erst kürzlich erwarb, noch wenig, und im Schattental dort oben war er nie. Der Förster erzählt ihm von der Hütte: „Es ist das Beste, wenn wir dort übernachten. Der Rückweg würde Sie heute zu sehr ermüden. Lebensmittel liegen dort stets als Vorrat, und im Gästeraum finden wir Pritschen und Decken.“

Am Nachmittag langen sie vor der Hütte an, und den Städter überläuft ein Schauer: „Hier leben Menschen? In dieser einsamen Kälte und Dunkelheit?“ Der Förster zuckt die Achseln: „Es ist der günstigste Platz. Lawinensicher und windgeschützt.“

Sie treten in die Hütte. Der Jagdhüter und seine Frau begrüßen die Herren. Und dann steht dort in der Ecke das Mädchen. Der Jagdherr ist weltgewandt und glaubt, jeder Lage gewachsen zu sein. Doch jetzt stutzt er und kann sein Erstaunen nicht verbergen. „Wie kommst du in diese Hütte, du Lichte?“ möchte er rufen und schweigt. Sie reicht ihm die Hand, und er, der Weltmann, ist verwirrt: „Ein Gnomenvolk müßte hier hausen, und eine Schneekönigin finde ich.“

Dann sitzen sie alle um den blank gescheuerten Tisch. Die anderen sprechen von Wetter und Leuten, der Jagdherr und das Mädchen aber von sich selbst. „Welcher Trost für Ihre Eltern“, sagt er, „daß Sie die dunkle Hütte mit Frohsinn erfüllen!“ — „Frohsinn?“ fragt sie zögernd, und ihr Gesicht ist müde. „Sind Sie nicht glücklich hier?“ Seine Frage klingt bedauernd. „Doch, ich will es sein, wenn es mir auch manchmal nicht gelingt. Ich muß es schon sein aus Dankbarkeit den alten Leuten dort gegenüber, denn sie haben mir alles gegeben, ein Heim, Ruhe und ihre Liebe.“ — „Ein Heim? Sind es denn nicht Ihre Eltern?“ — „Ich nenne sie Eltern, doch Vater und Mutter liegen dort drüben weit im Osten unter der Erde.“ Und der Städter erfährt das Schicksal seiner neuen Bekannten. Der Frieden hat sie aus geordneten Verhältnissen in den Grenzlanden gerissen, ihr das väterliche Erbe genommen und die verarmten Eltern früh ins Grab gebracht. Verwandte nahmen sich der Verwaisten an und setzten sie wieder auf die Straße, als die Geldentwertung die Entschädigung des Reiches verzehrt hatte. Da mußte sie glücklich sein, als der frühere Jäger des Vaters sie aus Dankbarkeit für genossene Wohltaten in seinem Talwinkel aufnahm.

Noch lange verfolgte ihr Bild den Städter in seinem Schlaf. Und am anderen Tage, bevor er den Rückweg antritt, fragt er sie: „Können Sie denn das Leben hier im Dunkel ertragen?“ — „Ich muß es ja, und bald wird wieder der erste Sonnenstrahl zu uns in das Tal hinunter scheinen. Dann kommt der Frühling, dann steige ich über Gras und Geröll die Hänge hinauf und fühle mich nicht als Bewohner der dunklen Hütte hier, sondern als . . .“ Da bricht sie ab und errötet. „. . . als Königin in Ihrem Reich“, sagt er mit frohen Augen und nimmt Abschied.

Als er schon einige Schritte talabwärts gegangen ist, dreht er sich um und sieht sie in der Tür stehen: „Wann kommt in diesem Jahre der erste Sonnenstrahl nach St. Maria im Schatten?“ — „Zu Ostern.“ —

Ostern! Der Tag bricht an, und wolkenlos liegt der Himmel über dem Schattental. Die Sonne glänzt auf den Hängen hoch über St. Maria im Schatten, und die Lawinen poltern von den Bergen. Leise schwingen dazwischen die Klänge der Osterglocken tief unten im Dorf.

Durch das Wiesental schreitet der Jagdherr an grünen Grasflecken, an blühenden Schneeglöckchen vorüber den Bergen zu. Der Wildbach schäumt neben dem Weg, und sein Rauschen begleitet den Wanderer Stunde um Stunde. Enger wird das Tal, und der Städter steigt in den Winter hinauf, der schon aus der Ebene fliehen mußte. Nun sieht er die Kapelle und die Hütte unter den Tannen. Zögernd bleibt er stehen.

Da öffnet sich die Tür der Hütte, und die drei Menschen dort oben treten ins Freie. Sie sind festtäglich gekleidet und sehen mit frohem Blick hinauf zur Scharte am Hochrisser. Lichter und lichter wird der Fels dort oben, die Grate schimmern und glitzern. Dann schießt ein Strahl über den Schnee herunter und badet die Menschen im Licht. Eine helle Mädchenstimme jubelt: „Der Frühling ist da!“

Plötzlich steht der Jagdherr neben den Dreien. Der Strahl spielt in seinen blonden Haaren, und sein Gesicht ist jung. Das Mädchen sieht ihn mit Staunen, und ein Lachen fliegt über seine Züge: „Willkommen! Wollten Sie unseren Frühling sehen?“ — „Dich und den Frühling!“ Dann wirft er den Stock aus der Hand, und ehe sie zurückweichen kann in freudigem Erschrecken, reißt er die helle Gestalt an seine Brust. Und der Sonnenstrahl liegt auf ihnen beiden.

St. Maria im Licht nennen sie unten im Dorf das neue Haus, das der Revierherr seinem Jagdhüter oben in den Felshang hinein bauen ließ, geschützt vor Lawinen und umkost von der Sonne. St. Maria im Licht heißt das Haus, in dem der Jagdherr mit seiner jungen Frau den Sommer verbringt, und sie ist die Königin in seinem Reich dort oben.

Osterbräuche und Ostersitten.

Wenn das Osterfest naht, denke ich nicht nur an die Auferstehung unseres Heilandes Jesu Christi, nicht nur an die sieghafte Frühlingssonne, den Morgengesang von Lerche, Fink und Star, an die blühenden Weidenkätzchen am Bache und die Schneeglöckchen im Garten, sondern es tauchen vor meinem Geiste auch die Ostersitten und Osterbräuche meiner Kindheit im Netzegau auf und umrahmen die Heimat mit goldenem Glanze.

Auf das Osterfest freuten wir uns lange Zeit vorher und trafen die Vorbereitungen dazu. Wie vor Weihnachten, nur in ganz anderer Weise. Heimlich, ganz heimlich wurden aus dem Walde Birkenruten geholt und im Warmen, am besten in der „Hölle“, dem Zwischenraum zwischen Ofen und Wand, ins Wasser gestellt. In doppelter Hinsicht war Heimlichkeit geboten. Einmal, daß man im Walde beim Abschneiden nicht ertappt und die Ruten gleich in Tätigkeit gesetzt wurden, und sodann, daß nicht kurz vor Ostern ein

anderer oder vielmehr eine andere das Rutenbündel stibitzte. An jedem Morgen schlich man an den geheimen Ort und sah nach, ob die Knospen schon aufbrachen und die Ruten grün wurden. In den letzten Tagen vor Ostern wechselten die ergrünten „Stiepruten“ (stiepen oder stüpen: vergl. stäupen) häufig ihren Versteck, in den letzten Nächten wurden sie meist des Abends mit ins Bett genommen.

Endlich war das erwartete Osterfest da. Aber die Stiepruten mußten in ihrem Versteck den zweiten Feiertag abwarten; denn der erste Ostertag hatte es weniger mit heimlichen als mit geheimnisvollen Dingen zu tun. Da konnte man das Osterlämmchen hüpfen sehen und Osterwasser schöpfen. Aber man mußte dazu sehr früh aufstehen; vor Sonnenaufgang mußte man an Ort und Stelle sein.

Da bin ich denn auch vor Tagesanbruch aus den Federn gekrochen, habe mir den Schlaf aus den Augen gewischt, um recht klar sehen zu können, und bin, die Brust voll von geheimnisvollem Schauer, zum Graben hinter den Obstgärten des Dorfes gegangen. Schon zog im Osten die Morgenröte auf, und endlich stieg die Sonne empor. Nun wurden die Augen immer größer, und das Herz klopfte in Erwartung. In der Sonne solle man das Osterlamm sehen, und dieses Sonnenosterlamm werde bei Sonnenaufgang dreimal hüpfen aus Freude über die Auferstehung des Heilandes. Ich sah starr, ohne die Augen abzuwenden, in die Sonne; und als mir mit einem Male regenbogenfarbige Kügelchen vor dem Auge flimmerten und sprangen, da war ich befriedigt und tauchte die Hand ins Wasser, um mir das Gesicht mit dem Osterwasser zu benetzen.

Von den Nachbargehöften waren inzwischen auch Frauen und Mädchen erschienen, um bei Sonnenaufgang das Osterwasser zu schöpfen. Die ersten Strahlen der Ostersonne sollten — so meinte man — dem Wasser wunderbare Kräfte mitteilen. Aber nur das fließende Wasser würde heilkräftig; und am besten wäre es, wenn es von Osten nach Westen fließe. Es solle das Gesicht verschönen, Sommersprossen vertreiben und vor Verbrennung durch die Sonne schützen. Auch solle es den jungen Gänschen heilsam sein. Aber man müsse es gegen den Strom schöpfen und dürfe sich auf dem Hin- und Rückwege nicht umsehen, auch mit niemandem ein Wort sprechen. Da machten sich denn die jungen Burschen ein Vergnügen, die Mädchen durch Lachen und Necken, Reizen und Spotten, durch Anfassen und Kitzeln zum Umschauen und Sprechen zu verleiten. Es soll aber vorgekommen sein, daß ein Mädchen weniger an die Schönheit ihres Gesichts als an ihre Ehre gedacht und den ganzen Eimer voll Osterwasser einem frechen Burschen über den Kopf gegossen hat.

Am zweiten Ostertage mußte man ebenso früh aufstehen. Mit meinem gleichaltrigen Vetter hatte ich am Tage vorher eine eingehende geheimnisvolle Unterredung gehabt. Vor dem Schlafengehen hatte ich daraufhin ein Fenster aufgeriegelt, und vor Sonnenaufgang war mein Vetter bereits leise in die Stube eingestiegen. Bald hallte das Haus von weiblichem Gekreische wider; denn die Stiepruten wurden in Tätigkeit gesetzt, und die im Bett überraschte Weiblichkeit hatte es zu büßen. Als Lohn erhielten wir „Stiepeier“, und nun ging's flugs zu dem Elternhause meines Vetters. Nach Erarbeitung und Empfang der Stiepeier daselbst zogen wir weiter zu den anderen Häusern der „Freundschaft“. Mit einer reichen Beute an Eiern zogen wir heim. Am dritten Feiertage mußten wir dafür auf der Hut sein, denn an diesem Tage hatten die Mädchen das Recht, an dem männlichen Geschlechte Vergeltung zu üben.

Diese Osterbräuche stammen aus alter heidnischer Zeit. Sie sind ein Sinnbild für die neuerstandene Sonne, das wiedererwachte Leben. Die ergrünte Rute ist die Lebensrute, und der Schlag mit der Rute bedeutet ursprünglich Segen und Fruchtbarkeit; ebenso ist das Ei als Träger des Lebens ein Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Aber wenn auch der ursprüngliche Sinn vergessen und ins Christliche wie das hüpfende Osterlämmchen, ins Scherzhafte wie Stiepen und Osterhase, oder ins Abergläubische wie Osterwasser umgebogen ist, uns sind die Bräuche lieb gewesen als das bunte Festkleid der Heimat und Kinderzeit.

Und wenn diesmal wieder das Osterwasser geholt wird, so soll es die Augen hell machen, die goldenen Schätze unseres deutschen Volkstumes zu erkennen. Die Stieper mögen vor allem die lauen Deutschen, die noch immer nicht aus dem Schlafe der Gleichgültigkeit aufgestanden und für ihr Volkstum eingetreten sind, tüchtig schlagen. Die Ostersitten von dem neuerstandenen Leben insgesamt mögen uns ein stärkendes Sinnbild für die Lebenskraft und Hoffnung unseres deutschen Volkstums sein. Zur wirklichen Kraft freilich werden wir nur kommen, wenn wir nicht bei dem buntfarbenen Festkleide der Ostersitte stehen bleiben, sondern die rechte Ostersonne kennen und aus der wahren Osterquelle schöpfen, aus dem christlichen Glauben an die Auferstehung unseres Erlösers. J.

Die Wandlung.

Roman von **Hans-Joachim Flechtner.**

(3. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

„Jawohl, das soll es heißen. Du mußt von g 8 — halt mal: wo wohnst du jetzt?“

Kurt sah ihn einen Augenblick fassungslos vor Staunen an, dann rief er: „Es stimmt, es stimmt. g 8 heißt Goethestraße 8, Goethestraße 8 wohne ich.“

Der andere nickte befriedigt.

„Hier haben wir einen Stadtplan! Was also ist nun mit dem h 6? Hier ist die Goethestraße, hier die Hardenbergstraße und hier Nummer 6. Ob er das wohl gemeint hat?“

Kurt tanzte vor Freude außer sich im Zimmer umher.

„Herrgott, was hab ich für ein Glück, daß ich einen Freund wie dich habe. Jetzt bin ich überzeugt, daß du es schaffen wirst.“

„Sachte, mein Junge. Nichts überstürzen. Hardenbergstraße 6 ist ein großes Haus, wo viele Leute wohnen. Zu wem sollst du da nun?“

Kurts Freude schlug ziemlich schnell um, aber Breuning lachte.

„Eben nennst du mich noch ein Genie — und jetzt verzweifelst du schon wieder. Warte doch ab. Du sollst jemand sprechen, irgendeine Persönlichkeit besuchen, das ist doch klar.“

Kurt nickte nur. Er folgte den Entwicklungen des Freundes jetzt mit rückhaltloser Bewunderung.

„Einen Besuch kann man schachsymbolisch durch einen Angriff ausdrücken. Wenn der Springer nun also nach h6 zieht, was greift er dort an?“

Kurt sah auf das Brett.

„Einen Läufer“, rief er schnell. „Soll der Mensch, den ich dort suchen muß, etwa Läufer heißen?“

Breuning griff statt jeder Antwort zum Adreßbuch. Im Straßenverzeichnis suchte er das Haus Hardenbergstraße 6. Kopfschüttelnd las er die Bewohner durch. Auf keinen wollte das Gesundene passen.

„Vielleicht wohnen dort im Hinterhause Eilboten“, fragte Kurt, der sich jetzt auch beteiligen wollte.

„Nein Eilboten wohnen dort nicht, trotzdem der Gedanke gar nicht so dumm war. Aber halt, hier, ich habs! Daß ich daran nicht gleich dachte! Hast du schon einmal auf einem Diagramm die Gestalt des Läufers dir näher angesehen? In vielen Fällen wird er nämlich durch eine Bischofsmütze dargestellt, wie der Läufer ja im Englischen noch heute bishop heißt.“

„Unser Mann heißt also Bischoff?“ rief Kurt begeistert.

„Jawohl. Doktor Bischoff, Privatdozent an der Universität, wohnt Hardenbergstraße 6, zwei Treppen. Du wirst jetzt also nach Hause fahren, dich fein machen und sofort zu diesem Doktor Bischoff fahren und dich ihm vorstellen.“

Kurt drückte dem Freund in herzlicher Dankbarkeit die Hand zum Abschied. Als er im Auto saß, überdachte er noch einmal die letzten Stunden. Und er schwankte ehrlich, ob

er sich mehr über die Tatsache, daß er des Rätsels Lösung jetzt wieder etwas näher war, freuen sollte oder über die exakte Gedankenarbeit des Freundes an sich, die ihm ganz außerordentlich imponierte.

Die Hälfte des Geldes sollte der Freund bekommen, das war sicher. Er sollte seinen wissenschaftlichen Forschungen nachgehen dürfen, ohne in Sorge um seinen Unterhalt arbeiten zu müssen. Das beschloß er in dieser Stunde. Kein Wort des Dankes gab es, das ihm genug schien für die unerhörte Leistung, die der Freund vollbrachte. Und hinzu kam, daß Breuning seine wirklich wichtigen eigenen Arbeiten ja vernachlässigte, um ihm zu helfen.

Zu Hause angekommen warf er sich in seinen besten dunklen Anzug und fuhr sofort zu Doktor Bischoff. Er mußte einen Augenblick warten, bevor der junge Dozent zu ihm kam.

Nach der kurzen Begrüßung fragte Doktor Bischoff: „Sie sind der Neffe von Doktor Germann?"

Kurt bejahte. Eine ungeheure Spannung hatte sich seiner bemächtigt. Was würde jetzt kommen? Würde er hier schon Aufklärung erhalten? Oder würde man ihn wieder weiterschicken?

Doktor Bischoff nahm langsam Platz.

„Ich bin von Ihrem Onkel beauftragt worden, Ihnen einiges zu berichten. Es liegt im Wesen dieses Auftrages, den ich auf seine besonderen Bitten hin übernommen habe, daß ich selbst die Bedeutung des Gesagten nicht kenne. Aber aus der Tatsache, daß Sie hier vor mir sitzen, kann ich ja schließen, daß Sie den ersten Teil Ihrer Aufgabe bereits bewältigt haben. Ich möchte Sie bitten, mir jetzt zuzuhören. Sie müssen selbst sehen, wie Sie sich aus meiner Erklärung das für Sie Notwendige heraussuchen. Ich kann Ihnen dabei, wie gesagt, nicht helfen. Ich muß vielmehr gestehen, daß ich das Ganze nicht begreife."

Kurts Freude verwandelte sich wieder schnell in das Gegenteil.

„Bevor Sie beginnen", sagte er leise, „darf ich Sie vielleicht bitten, mir etwas Papier und einen Bleistift zu leihen, weil ich bisher erfahren habe, daß jedes Wort in dieser sonderbaren Angelegenheit von äußerster Wichtigkeit ist."

Doktor Bischoff überreichte seinem Besucher einen Schreibblock und Bleistift.

„So", sagte er, „dann können wir also beginnen. Dies ist die Geschichte, die ich Ihnen auf Wunsch Ihres Onkels erzählen soll." Er zog einige Blätter aus dem Schubfach seines Schreibtisches. „Diese Blätter sind stenographiert, deshalb kann ich sie Ihnen nicht geben." Er nahm die Blätter zur Hand und las:

„Zu Mahrut, dem Weisen, kam einMann, der ihn fragte nach dem Wege zum Glück. Der Weise sah sich den Mann genauer an, dann fragte er: „Was bist du für ein Mensch?" Der Mensch antwortete: „Ich bin ein kleiner Schreiber, der die Weisheit der Großen abzuschreiben hat. Ich habe alles gelesen, was diese Großen geschrieben haben. Ich bin teilhaftig geworden ihrer Weisheit, aber nicht eine ihrer Erkenntnisse hat mir geholfen, daß ich meine Familie besser ernähren kann. Von Geist und Weisheit kann ein einzelner wohl leben, aber nicht fünf Köpfe. So suche ich jetzt das Glück, da die Weisheit mir nicht helfen kann."

Mahrut schüttelte das Haupt. „Du suchst zuviel, Fremder!" sagte er. „Der Weg zum Glück ist versperrt durch ein großes und schweres Tor, das wieder durch zwei Schlösser versperrt ist. Hast du die Schlüssel, so findest du auch leicht den Weg. Aber die Schlüssel mußt du suchen."

„Wie kann ich die Schlüssel zum Glück finden", fragte der Mensch.

„Den ersten Schlüssel findest du im Buche eines großen Denkers im Westen der Welt. Gehe in die Bücherei und wenn du ein Buch findest, das in seiner Art einzig in dieser Bücherei ist, dann hast du gefunden, was du brauchst. Dort steht ein Abschnitt, der dir den ersten Schlüssel gibt."

„Und wie finde ich den zweiten Schlüssel", fragte der Mensch mutlos den Weisen . . .

„Gehe wieder in die große Bücherei und suche dir ein anderes Buch. Als Anhalt diene dir, daß dieses Werk ein Thema zum Inhalt hat, das es über alle anderen stellt, denn es handelt von dem, was dir die erste Schlüsselstelle vorschreibt. Dies Werk arbeite ganz durch, und du wirst eine Stelle finden, die engumschrieben einen Auftrag gibt. Den führe aus — und du bist auf dem Wege zum Glück."

Der Mensch sank verzweifelt zu Boden. „So schwer ist der Weg zum Glück zu finden", jammerte er, „woher soll ich die Kraft nehmen, diesen Weg zu gehen?"

„Du hast einen Helfer", antwortete der Weise, „laß ihn des Glücks teilhaftig sein — und du wirst es nicht bereuen. Nun geh' und tu', was ich dir sagte."

Der Mensch ging, und Mahrut versank wieder in die Betrachtung der höchsten Dinge. — — —"

Dr. Bischoff hatte geendet und sah Kurt erwartungsvoll an. Kurt hob den Kopf von seinen eng beschriebenen Blättern.

„Am besten ist es, ich handle wie jener Mensch, ich werfe mich jammernd zu Boden", sagte er verstimmt.

Der Dozent lachte.

„Dasselbe dachte ich, wie ich die Zeilen zum ersten Male las. Ich kann mir auf diese Erzählung auch keinen Reim machen. Aber vielleicht ist Ihr Helfer dazu imstande, oder müssen Sie sich den erst suchen?"

Kurt war noch immer sehr bedrückt.

„Nein", sagte er nach einer Pause, „das ist Gott sei Dank nicht mehr nötig. Mein Freund Werner Breuning hilft mir, ohne ihn wäre ich auch jetzt nicht bei Ihnen."

„Werner Breuning?" rief Dr. Bischoff. „Nun, einen besseren konnten Sie kaum finden. Wenn er Rätsel ebenso gut wie wissenschaftliche Probleme löst, dann können Sie immerhin hoffen, ans Ziel zu kommen. Also leben Sie wohl, es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen. Leider kann ich Ihnen nicht weiter helfen. Alles Gute also — und einen Gruß an Ihren Freund."

Als bei Breuning eintrat, fand er den Freund wieder über einem wissenschaftlichen Werke brütend. Jetzt aber sprang er auf: „Nun, was hast du erfahren?"

Kurt reichte ihm resigniert die Blätter.

„Sieh dir das an", sagte er erregt, „hoffentlich findest du dich durch. Für mich ist alles völlig unverständlich."

Werner las aufmerksam, aber auch er schüttelte verblüfft den Kopf.

„Bis jetzt erscheint es mir reichlich dunkel", meinte er dann, „aber wir werden ja sehen. Komm morgen früh wieder zu mir, dann werden wir weiter sehen, jetzt sind wir beide nicht mehr frisch genug. Leb wohl, morgen früh also."

Langsam schlenderte Kurt nach Hause; seine Stimmung war wieder einmal nahe dem Gefrierpunkt. Wenn Werner schon anfing, Ausflüchte zu machen, dann stand es nicht gut um seine Sache. Und allmählich wuchs in ihm eine leichte Erbitterung gegen seinen Onkel. Alles mußte schließlich eine Grenze haben, auch die Schrulle eines Sonderlings!

Zu Hause fand er eine freudige Überraschung. Inge, die Freundin aus dem ersten Semester, hatte eine Karte geschrieben, in der sie ihre Ankunft für heute abend ankündigte. Kurt sah nach der Uhr. Das paßte ja ausgezeichnet! In einer halben Stunde lief der Zug ein, er konnte sie also abholen.

Inge war wohl auf der Heimreise und fuhr über Berlin, um ihn wieder einmal zu besuchen. Und in gehobener Stimmung fuhr er zum Bahnhof.

(Fortsetzung folgt)



Bunte Chronik



* **Der Goldschatz im Polarmeer.** Vor nahezu drei Jahrzehnten sank infolge Zusammenstoßes mit einem Eisberge an der Küste von Alaska der amerikanische Dampfer „Islander". 75 Mann Besatzung verschwanden mit dem Schiffe in den Fluten, daneben aber auch eine Ladung Goldstaub im Werte von nahezu 25 Millionen Mark. Man ist jetzt kürzlich daran gegangen, diesen Schatz aus der eisigen Tiefe wieder heraufzuholen. Da die gewöhnlichen Taucher-vorrichtungen angesichts der großen Tiefe — das Wrack der „Islander" liegt 360 Meter unter dem Wasserspiegel — versagen, wurde ein besonderer Taucherapparat eigens für diesen Zweck konstruiert, der ein Arbeiten bis in mehr als 500 Meter Tiefe erlauben soll. Der neue Apparat besteht im Wesentlichen aus einem eiartig geformten Stahlzylinder, der den sehr starken, in großen Tiefen herrschenden Druck auszuhalten vermag.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.